

# Beilage zum Gesellschafter.

Nro. 76.

Dienstag den 20. September

1864.

## Der Diebsbanner.

(Fortsetzung.)

Es war ein klarer sonniger Julimorgen. Ein leichter Hauch vom Süden kränzelte die üppigen Kornfelder, die sich bis zum fernsten Horizont gegen Norden ausdehnten, nur hier und da von einem kleinen Fichtengebüsch oder einer Gruppe von Schlehen- und Brombeersträuchern unterbrochen. In den Zweigen der blühenden Linden, deren wonniger Duft das kleine altersgraue Gotteshaus umwallte, sangen und zwitscherten die Buchfinken und aus der blauen Himmelsferne hallten die Jubellieder der Lerchen herab.

Jetzt ertönten die Glocken droben im Thurm; ihr Klang webte weit über die Felder und Wiesen zu den fernem Dörfern hinüber, zwischen deren Baumgruppen bald einzelne sonntäglich geschmückte Männer und Frauen erschienen, die langsamen Schrittes der lindenumschatteten Höhe zuwanderten. Diesen folgten immer mehrere und mehrere, bis endlich die ganze einsame Rande der sommerlichen Gefilde von Kirchgängern und Kirchgängerinnen belebt war; von Männern, Frauen und jungen Burschen in dunkler Tracht, von Mädchen in farbenschimmernden Köckenmiedern und Tüchern und in goldgestickten Mützen mit flatternden hellrothen Bändern.

2.

An die graue Kirchenmauer gelehnt, schaute der alte Hirt ernst und still die Schaaeren der Frommen an und ließ Alle an sich vorüberziehen, ohne eine Miene zu verändern.

Orgelklang und Chorgesang brausten bereits wie ein voller Strom durch das Gotteshaus — die weiße Flur lag wieder einsam wie zuvor im goldenen Morgensonnenschein da — der Kreis aber stand noch immer regungslos neben der offenen hohen Kirchthür; es war, wie wenn er noch jemanden erwartete. Als er aber weit und breit kein menschliches Wesen gewahrte und Orgel und Gesang verstummten, trat er leisen Schrittes in die Kirche und nahm auf einer Bank unmittelbar neben dem Eingange Platz.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit lauschte er jedem Worte des Predigers und stimmte nach beendigtem Gottesdienste laut und kräftig in den Gesang der Gemeinde ein; sobald aber das Vaterunser gesprochen war, verließ er seinen Platz, stellte sich wieder neben der Thür auf, schaute die an ihm Vorüberziehenden wie zuvor ernst und ruhig an und ging darauf langsamen Schrittes zum Dorf zurück.

Als er sein frugales Mittagsmahl beendet hatte, trat er nach seiner Gewohnheit eine Wanderung durch die Felder und Wiesen des Dorfes an, und suchte seltene Pflanzen und Kräuter, sprach nach seiner Rückkehr in einigen Häusern vor und begab sich dann nach der Schenke, wo Musik und Tanz bereits begonnen hatten.

Er schaute sich das lustige Leben auf dem geräumigen Tanzboden eine Weile an, unterhielt sich mit einigen jungen Burschen aus dem Dorfe und trat endlich in das Schenkszimmer im unteren Stock, wo die älteren Männer rauchend und zechend beisammen saßen und theils Karten spielten, theils mit einander plauderten. Nur von wenigen bemerkt, setzte er sich in eine Ecke, ließ sich ein Glas Bier geben und knüpfte mit einem der Bauern aus einem benachbarten Dorf ein Gespräch an, gleich als ob er ganz vergessen, daß er eine schwierige Aufgabe zu erfüllen habe, auf deren Lösung das ganze Dorf begierig war.

Der Wächter hatte schon die zehnte Stunde abgerufen, als er die Schenke verließ. Beim Heraustreten aus der Thür blickte er sich nach allen Seiten um und murmelte dann mit zufriedener Miene vor sich hin:

„Es müßte wunderbar kommen, wenn meine Kunst mich diesmal im Stich ließe.“

In der Nacht vom Montag auf den Dienstag ereignete sich etwas, was im ganzen Dorfe großes Aufsehen erregte. Kurz vor Mitternacht ward nämlich der alte Knecht des Halbhufners Wenzin vom Schläge getroffen, und da jede Rettung unmöglich

schien, so wurde schnell der Prediger herbeigerufen, der dem Sterbenden das heilige Abendmahl reichte und ihn auf den Tod vorbereitete. Der Unglückliche starb auch noch in derselben Nacht.

Obgleich der Hingeshiedene stets hinfällig und schwach gewesen war, so dünkte es doch Manchem sehr auffallend, daß sein Tod gerade innerhalb der Frist erfolgt war, binnen welcher es sich entscheiden sollte, wer die Ohrringe aus dem Hause Wenzin's entwendet hatte. Andere meinten zwar, der alte Knecht sei eine ehrliche Haut gewesen und niemand könne ihm etwas Böses nachsagen; allein auch sie mußten gestehen, daß es besser für seinen Nachruf gewesen wäre, wenn er noch einige Tage gelebt hätte. Die Möglichkeit, daß er zu dem Schuldigen in irgend einer Beziehung stehe, und daß die Angst, als Mitwisser des Diebstahls genannt zu werden, seinen Tod herbeigeführt habe, konnte niemand leugnen.

Der alte Hirt war der Einzige, der sein Urtheil über das plötzliche Hinscheiden des alten Knechts zurückhielt. Auf alle Fragen, welche die Leute in Bezug darauf an ihn richteten, erwiderte er achselzuckend:

„Man soll den Todten nichts Böses nachreden.“

In der darauf folgenden Nacht kehrte einer der jungen Bauern aus Dambin von einer Wanderung nach dem nächsten Städtchen zurück, wo er mancherlei Bestellungen für den Prediger ausgerichtet hatte. Um sich einen Umweg zu ersparen, schlug er einige tausend Schritte vor Dambin einen schmalen Pfad ein, der von der breiten Landstraße quer durch die Felder hinführte und zu den Gärten führte, welche das Dorf rings umschlossen.

Am der Umzäunung angelangt, die den Garten seines Vaters begrenzte, glaubte er in dem nicht weit entfernten, aber hinter Bäumen gelegenen Häuschen des alten Hirten noch Licht zu bemerken. Anfangs meinte er, er täusche sich, denn es war lange, lange Mitternacht vorüber; als er aber näher hinzuging, sah er ganz deutlich, wie Laffow am Tische saß und las.

„Da möcht' ich wirklich wissen, was der Alte jetzt liest, sprach der Bursche bei sich, indem er auf seines Vaters Haus zuschritt. Er hat zwar Keinem auf der Welt etwas Böses zugefügt — aber wenn ich ihn anblicke, überkommt mich allemal eine heimliche Scheu — — ich meine immer, er müßte einem bis auf den Grund des Herzens sehen können! Mich wundert gar nicht so sehr, daß er Diebe und Betrüger unter Hunderten herausfindet. Den Ohrringendieb hat er wahrscheinlich schon längst entdeckt.“

Endlich war die siebente Abendstunde des siebenten Tages herbeigekommen. Der alte Hirt hatte sich auf den Wunsch des Fischers Raskeinke bereits erklärt, gleich nach sieben Uhr in der Schenke zu erscheinen und vor allen den Gästen, welche am Mittwoch zuvor dort versammelt und Zeuge der Wette gewesen waren, das entscheidende Wort zu sprechen.

Natürlicherweise hatten sich außer den damals Anwesenden noch viele Andere eingefunden, die sämmtlich im höchsten Grade neugierig waren, wie die Sache ablaufen werde, und in der gespanntesten Erwartung dem Eintritt des alten Hirten entgegen saßen.

Von den beiden Wettenden, Dremwig und Bellin, schien jeder die feste Ueberzeugung zu hegen, daß er den Sieg davontragen werde; namentlich war der letztere ungemein zuversichtlich und lustig und rechnete dem wohlgenährten Tolbig, der sich über die in Aussicht stehende ungewöhnlich starke Einnahme vergnügt die Hände rieb, lachend und scherzend vor, wie viele Gläser Bier und Rhum in den zehn Thalern steckten, welche er von Dremwig für die verlorene Wette erhalten werde.

Endlich erschien der alte Hirt. Augenblicklich verstummte das Plaudern, Lachen und Schreien und Aller Augen richteten sich auf den Eintretenden, um in seiner Miene die Entscheidung zu lesen. Allein nicht der leiseste Zug in seinem tiefgefurchten bleichen Gesicht verrieth, was in seiner Seele vorging. Nachdem er allen mit vernehmlicher Stimme „Guten Abend“ gewünscht

hatte, schritt er langsam und ohne irgend jemand besonders zu beachten, auf einen leeren Platz an dem Tische neben dem Fenster zu, und bat den dicken Schenkwirt, ihm ein Glas Bier zu reichen.

Als dies geschehen war und der Kreis sich durch einen Trunk gestärkt hatte, trat der Richter auf ihn zu und fragte:

„Nun, wie sieht's, Laffon? Die von Euch geforderte Frist ist vorüber — gebt uns jetzt Bescheid.“

„Ich habe Benzin's Haus seit acht Tagen nicht betreten und auch mit keinem seiner Bewohner gesprochen, erwiderte jener. Schickt jemanden hin und laßt fragen, ob sich die Obrlinge gefunden haben.“

Einer der anwesenden jungen Burschen lief sogleich dorthin und kehrte nach Verlauf von zehn Minuten so außer Athem zurück, daß er Anfangs kein Wort hervorbringen vermochte.

„Sie sind da! sie sind da!“ rief er endlich.

„Wer hat's Dir gesagt? Hast Du die Obrlinge gesehen? Wann sind sie zurückgebracht worden? Wo haben sie gelegen?“ rief es von allen Seiten.

„Ich habe Benzin selbst gefragt, versetzte der Bursche. Er sagte mir, seine Tochter habe die Obrlinge heute Morgen in aller Frühe auf der Schwelle der Warteabür gefunden und zur Bestätigung seiner Worte ließ er sich dieselben bringen und zeigte sie mir.“

Ein allgemeiner Ausruf des Erstaunens folgte diesem Bericht. Die meisten schauten den alten Hüten halb mit Bewunderung und halb mit Schrecken an, gleich als ob sie ihm übernatürliche Kräfte zuschrieben, nur einige schüttelten zweifelnd den Kopf.

Laffon selbst saß so ruhig da, als gebe ihn die ganze Sache nichts an.

(Fortf. folgt.)

### Tages-Neuigkeiten.

Paris, 12. Septbr. Diesen Morgen um 7 Uhr fand in Foix die Hinrichtung von Jacques Latour statt. Eine zahllose Menschenmenge war, wie der Telegraph meldet, zusammengedrängt.

Le petit Journal ist das einzige Pariser Blatt, das bis jetzt, angeblich von dem Verteidiger Latours, Raheres über das Ende dieses letzteren mittheilt. Die Einzelheiten, welche dem Publikum geboten werden, sind wirklich ganz überraschend und wahrhaft graufiger Natur. Sonntag Abend gegen 5 Uhr trat der Oberbeschliche in die Zelle Latour's ein, und legte ihm die Handschellen wieder an, die man ihm seit einigen Tagen auf sein Nachsehen abgenommen hatte, und theilte ihm abstramm mit, daß seine letzte Stunde nahe sei. Einen Augenblick war Latour wie versteinert, dann brach er wuthschäumend in einen Strom von Verwünschungen gegen die Richter, den Geistlichen, das Gefängnißpersonal, kurz gegen die ganze Welt aus. Die Bösewichter — die Räuber, heulte er — daß mir nur der Pfarrer nicht mehr unter die Augen kommt, der Höllebraten! Den Rosenkranz, den er sich seit wenigen Tagen um den Hals hatte legen lassen, riß er ab, und zerbiß ihn in Stücke, ebenso ein Gebetbuch; die Muttergottesmedaillen, mit denen ihn seine Schwägerin beschenkt hatten, riß er in Stücke. Jähwuthschend rief er: „Nun, der Pfarrer wird saubere Arbeit finden! Wenn er es wagt, hereinzukommen, mag er sich in Acht nehmen!“ Als später der Richter erschien und mit ihm zu sprechen beehrte, wies er ihn mit der größten Heftigkeit zurück. „Ich respektire nur noch den Henker!“ rief er aus. Nachdem man ihm gegen 8 Uhr Abends auf seine Anfrage mitgetheilt, die Hinrichtung werde am nächsten Morgen 7 Uhr stattfinden, erklärte er, bereit zu sein. Ich will allen Räubern, die mich verfolgt haben, ein Stück meines Körpers vermachen. Sie mögen es à la saucio piquante essen.“ In diesem Tone ging es fort bis gegen 11 Uhr; am häufigsten schrie er: „Es lebe der Tod, es lebe der Henker, es lebe die Guillotine!“ Mit einem Male hielt er an, und wandte sich an den Beschliche: „Aber wie, habe ich nicht das Recht, morgen früh gut zu frühstücken und mir, was ich will, zu bestellen. Ich will zeitig frühstücken; ich muß einen Litre Wein und ein Viertel Litre Brantwein haben. Dann mag mein Kopf hinrollen! Wie viel Uhr ist's? — Elf Uhr, erwiderte man ihm. — Wohlan, machen wir uns den Abend zu Ruhe. Morgen bin ich eingescharrt. Wein herbei und Kirten! — Nein, ich will lieber ein Testament machen.“ — Sein Testament machte er nun mündlich, indem er in den unsäglichsten Ausdrücken den Pfarrer und den Karmeliterinnen von Pamiers Regate auswarf. Mit ähnlicher Freigebigkeit bedachte er sämmtliche Beschliche des Gefängnisses. Um 11 $\frac{1}{2}$  Uhr schlief er ein, wachte jedoch bald wieder auf und brach aufs Neue in die gräßlichsten Schmähungen gegen die Richter aus. „Es leben die Henker“, schrie er, „es lebe der Tod! Alle, allein gehe ich aufs Schaffot. Geht der Pfarrer mit mir, so werfe ich ihn durch einen Stoß mit dem Schädel hinunter. Doch, reden wir von ernsthaften Dingen“, wandte er sich an die Wächter, „Wein und Brantwein haben wir zu trinken, allein was werden wir essen?“ Nach eintzigem Wählen entschied er sich für Rindfleisch und Bier. Bald darauf verfiel er in einen unruhigen Schummer, der bis gegen 2 Uhr dauert. Er fuhr mit Scheul in die Höhe; die Kette schneide ihn zu sehr in die Arme ein. Man nahm sie ihm ab und band ihn mit einer Schnur fest, worauf er wieder einschlief. Um 5 Uhr wurde

er geweckt, es sei Zeit, sich zum Tode vorzubereiten. Um 6 Uhr kam der Pfarrer wieder. „Was willst Du, schwarzes Thier“, rief er ihm entgegen. „Ich brauche nur noch die Henker. Satan! fabre hin zu Lucifer! Oh, ich freue mich darauf, den Teufel von Angesicht zu Angesicht zu schauen! Latour fürchtet den Tod nicht; der Teufel fürchtet sich vor ihm.“ Hierauf frühstückte der Delinquent. Er speiste mit vielem Appetit ein Stück Rindfleisch und trank ein halbes Glas Wein dazu, und rief von Zeit zu Zeit: „Ausgezeichnetes Rindfleisch; doch hätte ich lieber ein Stück von meinem Schenkel gegessen. Wenn man mir es zubereiten wollte, würde ich es gleich essen, und fügte er bei, als gerade der Polizeikommissär eintrat, diesen Herrn dazu einladen.“ Um 6 $\frac{1}{2}$  Uhr kamen die Henker herein. „Guten Morgen, meine Freunde. Ihr Holt mich, um Euer Geschäft zu verrichten. Wohlan! Ich bin bereit, Euch zu folgen. Bindet mich, weil es der Brauch ist, doch nicht so fest, wie diese Gallanten von Beschlischen.“ Als ihn der Nachrichtenbringer dennoch etwas zu fest band und den Strick nicht lockerte, rief Latour: „Du bist der Henker selbst nicht, Canaille, Du bist nur sein Knecht.“ Der Nachrichtenbringer schaute ihn fest an. „Ich bin, sagte er, der Bevollmächtigte des Hrn. Bugad de Laffalle und der drei andern gemordeten Opfer.“ „Ah, sagte Latour, Du ärgerst Dich, weil ich Dich Henker nenne; nun ich will Monsieur zu Dir sagen. Macht dir das mehr Vergnügen?“ fügte er lachend bei. Als ihn der Gefängnißverwalter fragte, ob er Abdund etwas zu sagen habe, erwiderte er nichts, als das klassische Wort Cambroune's, wie es Victor Hugo in einem Kapitel der Misérables der Nachwelt überliefert. Ein Viertel vor 7 Uhr erschienen die Gendarmen. „Guten Morgen, ihr Galgenhewer!“ begrüßte er sie. Ketten Schritts verfiel er sich in den Hof, wo er eines der Pferde wiehern hörte. Sich, rief er aus, ich höre Rosinante, den Knecht des Junker Don Quixote de la Mancha! Als man ihm am Gefängnißthor die Ketten abnahm, sagte er zu dem Gefängnißdirektor und den Nachrichtenbringer: „Ihr solltet Euren Kopf auf Brett legen; das wäre ein sehr schönes Schauspiel.“ Der jungen Tochter eines Beschlichen sagte er: „Da ist ja Dulcinea von Toboso, die Dame meiner Gedanken! Guten Morgen Dulcinea!“ Den Gendarmen kommandirte er am Thore: Gewehr auf! Dann fügte er bei: „Ihr seid die Hunde des Henkers. Ihr halt den Haken und führt ihn aus Schaffot.“ In dem Wagen blieb er aufrecht stehen und sang das Lied: la marse Gaspard. Hinter dem Wagen schritt zu Fuß der Priester betend einher. Beim Aussteigen stieß Latour mit dem Kopf ein Wagenfenster ein. Er beschaute sich die Menge und ging, indem er mit schallender Stimme seine bereits bekannte Guillotinenmarschallaise sang, die Stufen des Blutgerüstes hinan. Er sang bis zum letzten Augenblick, noch als das Brett, auf das er geschwankt war, bereits umgeschlagen war. Das Fallbeil schmit ihm das Wort mort entwei.

Paris, 8. Sept. Gestern fand vor den Assisen eine junge Wäscherin, Claudine Labbe, der freiwilligen Tödtung ihres einjährigigen Kindes angeklagt. Sie war vor einigen Jahren nach Paris gekommen, hatte bei ihrer Taate gearbeitet und die Bekanntschaft eines Manuergesellen gemacht, der ihr die Ehe versprochen und sie bereite, mit ihm gemeinschaftlich zu leben. Nyot, so heißt der Wäscher, hatte das Verhältniß rein von der praktischen Seite auf. Er lebte von dem Ertrage der Arbeit seiner Geliebten, und schickte seinen eigenen Verdienst in die Heimath, um sich für seine künftige Niederlassung einiged Ackerland dafür ankaufen zu lassen. Als die Folgen dieses Zusammenlebens sichtbar wurden, und die arme Wäscherin nicht mehr genug verdienen konnte, um ihm ein kostensreiches Dasein zu verschaffen, so ging er auf und davon und ließ sein Opfer in der traurigen Lage und ohne irgend eine Unterstützung zurück. Von ihrer Familie verlassen, von ihrem Verkehrer preisgegeben, suchte Claudine Labbe sich und ihr Kind durch ihrer Händearbeit zu erhalten. Sie wurde gerettet, das Kind blieb todt, und dieser That beschuldigt erschien sie gestern vor den Geschworenen. Der erbarmliche Nyot war als Zeuge geladen. Er kam im sonntäglichen Aufzuge mit dicker goldener Uhrkette, und sein rohes, gesüßloßes Benehmen erregte die allgemeinste Entrüstung. Die Staatsbehörde trug auf Freisprechung an. Nach der That selber, sprach u. A. Staatsanwalt Jouffelin, mußte die Gerechtigkeit verfolgend einschreiten. Nach der heutigen Verhandlung tritt die Wahrheit zu Tag und wir erfüllen eine hohe Pflicht, indem wir hier laut erklären: „Der wahre Schuldige sitzt nicht auf dieser Bank, er sitzt dort! (Alle Augen richteten sich auf Nyot.) Wir haben Ihnen, m. H. Geschworenen, weiter nichts zu sagen. Wir wenden uns an Ihr Herz und Ihr Gewissen, um dieser armen Frau ihr gutes Recht zu Theil werden zu lassen.“ Der Verteidiger verzichtete nach diesem Vortrag auf das Wort. Der Präsident resumirt die Sache in wenigen, tief bewegten Worten, um zu sagen, daß die Angeklagte sehr unglücklich war, schwer gelitten hat und für ihre verzeihliche That grausam bestraft worden ist. Unter allgemeiner Zustimmung schließt er mit der Bemerkung, daß die Geschworenen mit ihrem Herzen wohl gerne auch ihre Börse öffnen würden. Inzwischen hatte ein junger Mann Beiträge unter den Anwesenden gesammelt. Er hielt auch dem Nyot den Hut hin, zog ihn aber, unter dem Beifall der Umstehenden zurück, als dieser, nach langem Suchen in der Westentasche, einige Sousstücke spenden wollte. Nach einer Beratung von fünf Minuten sprach die Jury einstimmig ein „Nichtschuldig“ aus. Claudine Labbe wurde in Freiheit gesetzt und erhielt in dem Deliberationszimmer des Hofes die Summe von 600 Fr., welche die Richter, die Geschworenen und das Publikum für sie zusammengekauert hatten. Nyot aber mußte von den Hüßlers und Gendarmen durch eine Seitenthür entlassen werden, da das Auditorium in der unverkennbaren Weise sich anschickte, ihm handgreifliche Beweise seiner Entrüstung zu geben.

Auflösung des Räthfels in No. 75:

„Aebre — Ebre.“

Druck und Verlag der G. B. Zaiser'schen Buchhandlung. Redaktion: S. 131.